

HERDFLAMMEN

BALTISCHES HAUS-



UND JUGENDBLATT.

Bezugspreis: Für ein Vierteljahr: 50 Mk. Ausland 65 Emt., Deutschland 0,80 Gldmt., Lettland 40 Rbl.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenpalte 2 Mk. (Ausland 3 Mk.; 2 Rubel).
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsjtr. 6.
Geschäftsstelle: Revaler Bote, Reval, Raderstr. 12.

Erscheint
zweimal monatlich.

Einzelnummer 10 Mk.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind, dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein. Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben. Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen und Änderungen vorzunehmen. Einwendungen ohne Angabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 13

Reval, 15. Juli 1927

4. Jahrgang

Der intellektuelle Fortschritt muß mit einem sittlichen verbunden sein.
Georg v. Dettingen.

Ernst Petersen als Dichter.

Von A. Behring.

Am 26. August d. J. werden es 7 Jahre sein, daß wir Ernst Petersen zu Grabe getragen haben. Am 29. Oktober desselben Jahres veranstalteten wir in der Deutschen Schülhilfe eine Gedächtnisfeier, in der ich den so früh Dahingegangenen als Helden, Führer und Heimatkämpfer feiern durfte.*)

In meiner Gedächtnisrede von damals findet sich folgender Satz: „Fand er auch selbst nicht den Weg zum Ton, so erschloß sich ihm dafür der andere zum rhythmisch durchglühten Wort in einer Weise, die berufene Beurteiler für ihn Keiffstes in dieser Kunst erhoffen ließ. Mehr hierüber zu sagen, wäre verfrüht“.

Was damals verfrüht war, das kann jetzt, nachdem eine Woche von Jahren verstrichen ist, ausgesprochen werden: in Ernst Petersen haben wir einen unserer besten, künstlerisch reifsten baltischen



Lyriker verloren. Zu seinen Lebzeiten ist keine Zeile von ihm gedruckt worden, auch wußten die wenigsten seiner Freunde, daß er in stillen Nachtstunden Zwiesprache mit der Muse hielt. Nur in den literarischen Zirkeln, die Reval in den Kriegsjahren hatte, hat er das eine oder andere seiner Gedichte vorgelesen und dann jedesmal berechtigtes Staunen erweckt. Den größten Teil aber verwahrte er als unantastbares Heiligtum in der Schieblade seines Schreibtisches.

Was waren das für Feierstunden, als der Schwarm der Gäste sich verzogen hatte und Ernst Petersen in gehobenster Stimmung einen bat, noch etwas bei ihm zu verweilen. Dann öffnete sich die Schreibtischschieblade, ein schmaler in Leder gebundener Band kam zum Vorschein, und Ernst Petersen las.

Wenn ich sage las, so bediene ich mich eines abgegriffenen Ausdrucks. Es war kein Lesen, es war ein lautliches Durchsonnen der Worte, die ihrer irdi-

*) Vgl. Dr. phil. Ernst Petersen, ein Lebensbild von Arthur Behring, Reval, Dezember 1920.

schen Schwere und Trägheit beraubt, auf die Asphodeloswiesen der Geistigkeit hinüberlockten.

Die Uhr schlug drei, die Uhr schlug vier — man hätte gern immer weiter gehört, hätte gern mit Ernst Petersen in einer anderen Welt gewelt, aber beiden, dem Schenkenden und dem Empfangenden, winkte nach vier Stunden — die Schule.

Aus einem dünnen Bändchen, das mir Ernst Petersen kurz vor seinem Tode in die Hand drückte, treffe ich eine kleine Auswahl zur Veröffentlichung in den „Herdfammen“.

Ich bin mir dessen vollständig bewußt, daß ich damit Ernst Petersen in die Reihen der baltischen Dichter einführe.

Du bist die Nacht.

Aus einem Sommertal bist Du getreten,
Dein Haar fließt dunkel über weiße Schultern,
Und keine Hülle hemmt den königlichen Leib.

Ob deiner Schönheit blassen farbenfrohe Wiesen,
Die Vögel schweigen all im nächt'gen Walde,
Und lauschen einem Liede, das du sinnst.

Du bist die Nacht.

Die dunklen Haare strömen einen Duft,
Wie schöne Blumen, die um Liebe werben,
Ein später Wind empfängt von deinen Lippen
So wehe Wünsche, die von Sehnsucht sprechen.

Du bist allein. Der junge Körper zittert,

Daß er sich dichter in ein Dunkel hüllt.

Du bist die Nacht.

Ich bin der Tag.

In kurzer Winterhelle such' ich dich
Und rief nach dir in langen Sommertagen.
Und wo ich hinkomm, find ich dich nicht mehr,
Nur deine Spur auf taubeschienen Wiesen.

Die Blumen habe ich nach dir gefragt,
Und höre Vögel von den Nächten singen,

Ich fühle deinen Atem noch im Walde
Und rufe dich und bleibe doch allein.

Ich bin der Tag.

In jedem Morgenrot, das Purpur sprüht,
In jeder Abendglut, die langsam blaßt,
Bin ich so wund von dir und find dich nicht.
Ich bin der Tag.

Ich hör ein Lied in deiner Seele klingen.
Die Worte warten schon auf deinem Mund,
Und ihre Stunde naht: sie werden singen
Von einer Liebe, die so wunderwund.

Gib mir die Hand, wir wollen heimwärts gehen,
Sieh, wie der blasse Tag allmählich flieht,
Und wenn wir über uns die Sterne sehen,
Dann komm zu mir und schenke mir dein Lied.

Meine Seele will im Liede gehen
Und bei Menschen nach der Arbeit sein,
Will im Abend weiter Gärten wehen
Mit dem Wind im letzten Sonnenschein.

Meine Seele will die Nacht bereiten
Mit dem Liede wie ein Brautgemach,
Wünsche werden seine Worte weiten,
Und ein Sehnen lebt dem Sange nach.

Und mein Lied will sich in Träume legen,
Wie die Nacht in junge Wiesen sinkt,
Und im Frühling wandert es auf Wegen,
Wo der Tag an frischen Blüten trinkt.

Im fernen Tale steht die müde Nacht
Und wartet, daß ein Wandrer sich verirrt,
Jetzt faßt sie eine kleine Kinderhand,
So feucht und kühl wie ihre ewigen Schatten,
Und führt den Knaben in die stillen Wälder.
Da ist kein Sonnenlicht noch Vogelsang,
Ein fremdes Graun, wie ungeführte Schuld,
Sieht mit erstarrten Augen aus dem Dunkel.
Des Kindes fieberwunde Blicke suchen
Den irren Pfad. Die kleinen Füße straucheln:
So ganz allein sind sie noch nie gewandert,
Die blassen durstgequälten Lippen öffnen sich
Und finden keinen Laut für ihre Klage:

„Mutter, wo bliebest du?“ ...

Einer Mutter Mund trägt lieben Kindes Namen
Auf Lippen, die von vielem Leide wund.

Ihr Auge geht durch weite, leere Zimmer

Und hält den Tränenblick so still gesenkt,

Einer Mutter Herz hört nachts vom Todestal

Die Stimme ihres Lieblings rufen:

„Mutter, wo bliebest du?“ ...

Und es gibt Worte, welche anders klingen,
Wenn durch Jahrhunderte ihr Sinn gereift,
In frühen Kämpfen wuchsen ihnen Schwingen
Und haben alle Schwäche abgestreift.

Sie tragen einen Ton durchlittner Zeiten,
Wir wissen nicht, woher wir sie gekannt,
Sie wurden stark und tief, und leuchtend schreiten
Sie wie die Könige im Krongewand.

Die Worte sind wie wunderbare Kelche,
Zu denen sich die durst'ge Lippe neigt,
Und sind wie eine fühle Form, in welcher
Die Seele ihre Leidenschaften reicht.

Und wenn die Kelche aneinander klingen,
Schwingt das Vergangene in ihnen fort
Und ringt im Liede sich zu künft'gen Dingen,
Denn alle Zeiten finden sich im Wort.

Stunden.

Die Nächte bluten wie aus warmen Wunden
Und haben Fieberglut im irren Blick.
Aus ihrem Schoße heben sich die Stunden
Im Grabgesange über totem Glück.

Und also geht ein Zug in langer Kette.
Sie wurden allem Leide tief verwandt.
Sie tragen ihren Schmerz zu letzter Stätte
Und halten sich an ihrer Schwesterhand.

So schwer und müd ihr Gang und so beklommen
Ihr steinern Antlitz mit dem Todesmal ...
Der Morgen graut. Bald wird die letzte kommen ...
Die Glocke läutet schon im tiefen Tal.

So werd' ich wachsen bis zu fernem Dingen,
Nicht mehr aus dieser Winterenge fragen
Und in die Weite aller Meere dringen,
Von Winden wie ein selig Lied getragen.

Und wieder werde ich in and'ren Zeiten,
Aus Wolken auf die Erde nieder sinken,
Und über Wiesen einen Sommer breiten,
Und alle Wesen werden von mir trinken.

Ein deutsches Dorf im Südosten Europas.

(Schluß.)

Und als ich dann sprach — von dem ewigen Mutterland Deutschland, von dem starken, stolzen, wanderfeligen und heimwehmüden Blut, das uns alle verbindet, von dem, was groß und heilig ist im deutschen Wesen und von dem, was uns so elend und jammervoll gemacht hat in diesen Tagen, — da fühlte ich, wie das Wort „Deutschland“ ihre Herzen ergriff wie die unseren hier in der Heimat, nein mehr noch, tausendmal mehr; denn sie lieben Deutschland mit der wahren Liebe eines Kindes, das der armen gequälten, leidenden Mutter ferne ist.

*

Im Pfarrhause saßen wir zur Dämmerstunde, durch das weit offene Fenster sahen wir den alten Birnbaum mit breitem Gezweige regungslos im Dunkel des Gartens stehen. Langsam kam der Vollmond, honiggelb leuchtend über dem Birnbaum hing er. Da scholl aus dem Pfarrgarten holder Gesang; feierlich stiegen die innigen Worte Matthias Claudius' zu uns herauf:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen — —

Mädchenjugend aus Hermannstadt, eine Gruppe der „Adler und Falken“, sang dort unten deutsche Volksweisen; farbig aus dunklen und silbernen Tönen gewoben, schwoll das Singen in die Nacht.

Kein schöner Land in dieser Zeit
Als hier das uns're weit und breit,
Wo wir uns finden wohl unter Linden — —

Oh, wie Deutschland, das stille Deutschland von Mörike und Eichendorff, von Schwind und Richter, von Bach und Beethoven, in diesen Seelen lebt! —

Im Pfarrhause saßen wir und vergaßen die Zeit. Vergangenheit erzählte mit herbem Wort von Streit und Wildheit und Raub und Brand; aber dann kam die klagende Gegenwart, in der diese Kämpfe tückischer, verlogener, unter dem Heuchlerkleide frommer Schlagworte — Selbstbestimmungsrecht der Völker — Schutz der Minderheit — ausgefochten werden. Nur eins ist ewig alt und ewig jung geblieben: der Selbstbehauptungswille der Siebenbürger Sachsen. Eine junge Dichterin war unter uns, eine Heltauerin, sie sang uns von ihrem Volke in Worten, die sie selbst geschrieben, selbst vertont hatte:

Ver Schlagene Inseln im fernen Ost,
Jahrhunderte haben uns dräuend umtoft,
Doch ob auch die Wiege zu enge uns ward,
Treu halten wir fest an der Väter Art.

Im unbergessenen Mutterland,
Da haben einander wir kaum gekannt,
Nun schlagen wir Brücken von Tal zu Tal
Und schließen die Lücken allzumal.

Um unsere Inseln ein jung Geschlecht
Blüht kräftig empor und fordert sein Recht;
Auf, reichen wir ihm die Bruderhand,
Es gilt ja dem einigen Vaterland.

Ver Schlagene Inseln im fernen Ost —
Und ob uns der Kampf auch weiter umtoft,
Wir stehen enge zusammengeschart,
Wir halten fest an der Väter Art.

So sang Gerda Mieß, die ihrem Volke außer vaterländisch aufrüttelnden Versen feine stille lyrische Strophen geschenkt hat.

*

Der 18. August 1916 brachte die Kriegserklärung Rumäniens an Deutschland. Das „Siebenbürgisch-Deutsche Tageblatt“ schrieb 1917 über diese Lage des Schreckens: „Eine solche Zeit der Not und der Todesangst, aber auch Größeres und Gewaltigeres hat unser in acht Jahrhunderten vielgeprüftes Volk nicht erfahren, als was uns vor Jahresfrist das Geschick zugemessen hat. So nahe am Untergang ist es noch nie gewesen, und mit solcher Unmittelbarkeit, so fast von einem Tage auf den anderen hat ihm nie so wie diesmal die Rettung Sorge und Angst und Todesstrauer in hochaufjauchzende Freude und beseligende Gewißheit neuen Lebens gewandelt.“ Ein Strom von Flüchtlingen ergoß sich aus Städten und Dörfern nach Ungarn und sogar bis Wien, herzerreißende Bilder, wie unsere Ostmarken sie sahen, leben heute noch in der Erinnerung der Siebenbürger Sachsen. Heltau wurde von den Rumänen besetzt, die Zurückgebliebenen mußten Schimpf, Einbruch und Raub über sich ergehen lassen, zehn Bürger wurden als Geiseln abgeführt, darunter Greise im Alter von 60 bis 78 Jahren. Aber schon am 27. und 28. September wurden die Rumänen durch deutsche Truppen vertrieben. Den deutschen Soldaten, die in den Kämpfen in und um Heltau gefallen waren, errichtete die Gemeinde einen schönen, in seiner künstlerischen Schlichtheit eindrucksvollen Ehrenfriedhof.

An einem leuchtend schönen Septembermorgen stieg ich zu diesem Friedhof hinauf. Da lagen die Gräber von Offizieren und Mannschaften, alle gleich gehalten; eine glatte weiße Marmortafel steht auf jedem Beet in üppig wucherndem Immergrün. Söhne unserer Heimat, wie liebend pflegt die Hand der Volksgenossen Euer Gedenken im fremden Lande! Einen ergreifenden Brauch haben die Heltauer an das Andenken unserer Gefallenen geknüpft: die weibliche Jugend Heltaus betreut den Friedhof. Von der 6. Klasse an aufwärts hat jedes Mädchen ein Grab zu pflegen. An jedem Sonnabend geht der Lehrer mit seinen Schülerinnen in

den stillen Garten, und während die jungen Wiesenfinder sich niederbeugen zu den grünen Hügeln, pflanzen und jäten, erzählt der Lehrer ihnen von Deutschland, der uralten Volksheimat, erzählt ihnen von dem Heldengeist der toten Soldaten, und von dem Blutesband, das von Stamm zu Stamm sich schlingt. Wisset, ihr Mütter in Deutschland, Eure gefallenen Söhne sind in treuer Hut!

*

In guter Hut sind die toten Soldaten, die im Lande Siebenbürgen ruhen, denn sie schlafen in der Heimat Erde der treuesten Deutschen. Von dieser Treue erzählt die Kirche in Heltau, und was da wie eine Sage klingt, ist doch wahrhaftig geschehen und bleibt ewiges Gleichnis sächsischer Art: Die Heltauer besaßen in alter Zeit einen kostbaren Kirchenschatz, Meisterwerke der weit berühmten sächsischen Goldschmiedekunst. In einem kleinen Anbau innerhalb der Ringmauer des Kirchenkastells wurde der Schatz aufbewahrt und niemand hatte Kenntnis davon in

jenen unsicheren Zeiten, als die jeweiligen „Kirchenväter“, d. h. zwei Verwalter des Kirchenvermögens der Gemeinde. Diese vererbten ihr Wissen als Geheimnis ihren Amtsnachfolgern. Drei Jahrhunderte hindurch wußten nur die Kirchenväter um den Schatz, und wo er vergraben war. Bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts für Bauten in der Kirche Geld benötigt wurde. Als man beratschlagte, wie es zu beschaffen wäre, enthüllten die Kirchenväter endlich das Geheimnis, und der Schatz wurde gehoben. Und es war soviel des Geldes und der Kostbarkeiten, daß schon ein kleiner Teil des Schatzes genug an Baugeld ergab, und die schönsten Kunstwerke, Kirchengesamtheit und Kelche, noch heute den Ruhm Heltaus bilden. — Ein Sinnbild ist mir dies der sächsischen Treue, die den Schatz deutscher Art durch Jahrhunderte vor den Feinden gehütet hat in den Mauern ihrer Gemeinschaft.

Volk, was sagst du in dem Kampf der Zeiten?
Sieh die Sterne, die unsterblich stehn!
Laß dein Heiligstes nicht untergehn,
Und du lebst und wirkst in Ewigkeiten!

Im Paddelboot von Fellin nach Pernau.

Von stud. Gert Pohrt.

Als Primaner der Deutschen Schule zu Fellin beschlossen wir, mein Kamerad Moritz Behring und ich, in den Sommerferien 1922 im Paddelboot von Fellin nach Pernau zu fahren. Jetzt, wo mein Kamerad nicht mehr unter den Lebenden weilt, steht mir diese Fahrt besonders lebhaft vor Augen, und ich will versuchen, sie hier zu beschreiben.

Unser Boot, ein Typ, wie ich ihn ein zweites mal bei uns zu Lande nicht angetroffen habe, eignete sich glänzend für unsere Reise. Bei einer Länge von zirka 4 Meter, Breite 0,8 Meter, war es uns ein leichtes, das recht umfangreiche Gepäck in seinem Inneren unterzubringen. Mitgenommen wurden ein zweiter Satz Kleider und Wäsche, Rauchwurst, Weißbrot, Butter, Killo, Angelgeräte, Fischzeug, Regenmäntel, Kochgeschirr, ein kleines Weil, geographische Karten, Kompaß, Kamera, Fernglas usw. Nicht auf eine Rekordleistung kam es uns an; wir wollten möglichst alles genießen, was sich uns bot, wollten ganz dem Wunsche des Augenblicks folgen und uns durch kein Programm gebunden fühlen.

Am 14. Juli ging es los. Das Wetter war glänzend, Sonnenschein, kein Wind.

Bald hatten wir das Ende des Felliner Sees erreicht. Nachdem wir unser Boot über den Fahrdamm getragen hatten, begann ein Stück, das sich durch Schlangenwindungen des Flußbettes auszeichnete, obschon wir, mit der Strömung fahrend, recht flott ruderten, kamen wir verhältnismäßig langsam vorwärts. Die Landschaft bot nicht viel Abwechslung: Wiesen und Heuschläge, ziemlich verwachsene Ufer. Noch am Vormittag, unterhalb Minigall, badeten und frühstückten wir. Dann

ging es weiter. Es folgte nun das erste Abenteuer. Wir ruderten, nur mit der Badehose bekleidet, sorglos, ohne viel auf das Fahrwasser zu achten. Möglicherweise geht es wie ein Ritteln durchs Boot, ein schiefes Krachen am Boden, das Boot hebt sich in der Mitte und bleibt stehen.

„Vorläufig fühle ich kein Wasser“, meint Freund Moritz, der auf dem Boden des Bootes sitzt.

Möglichst schnell und behutsam war ich inzwischen über den Rand ins Wasser gestiegen: wir saßen auf einem Pfosten. Wahrscheinlich hatte er einmal einen Steg getragen. Ein Glück, daß keine Nagelköpfe herausragten, sonst wäre unser Boot wohl der Länge nach aufgerissen worden. Um 8 Uhr abends erreichten wir die Mühle, bei welcher der Rööppö-Fluß in den Fellinischen Bach mündet. Von den Leuten wurden wir freundlich empfangen, und gern erlaubten sie uns auf dem Heuboden zu übernachten. Als wir jedoch unser Gepäck an Land zu schaffen begannen, wurden die Gesichter der Leute ernster, und nach einigen leisen Unterhaltungen der Leute untereinander näherte sich der Wirt und sagte: „Darf ich nicht ihre Pässe sehen?“ Augenscheinlich vermutete er in uns ein Bummelpaar oder etwas dem Ähnliches. Die vielen Gepäckstücke hatten ihn stutzig gemacht. Nachdem er unsere Pässe gesehen hatte, veränderte sich sein Wesen. Mit dem freundlichsten Lächeln gab er sich mir als guter Freund meines Vaters zu erkennen und forderte uns auf, mit ihm zusammen zu speisen. Wahrscheinlich war mein Vater einmal in dieser Gegend zur Jagd gewesen.

(Fortsetzung folgt.)